Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 58 (1975)
Heft: 11

Artikel: Vom historischen Jesus zum Christus der Kirchen [Teil 3]
Autor: Müller, Gustav Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-412284

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

te. Man vollführt Lärm, um ihn zu vertreiben, zündet Toten-Lichter an und wiederholt dies an den Jahrestagen, besonders aber anfangs November, wenn die Natur stirbt und man glaubt, dass die Totengeister Ausgang haben[5]).

In vielen Gebieten wird die Leiche so aus dem Haus getragen (etwa durchs Dach), dass sie den Weg nicht zurückfinden kann, man macht Umwege, geht durch Bäche oder Furten, um die Spur zu verwischen, streut Reiskörner, die der Geist aufpicken will. Bei der Heimkehr wird getanzt, getrunken, und im Gasthaus gibt man sich ausgelassen, um den Totengeist zu täuschen, wer die «Leidtragenden» sind. Oder man entstellt sich in der Kleidung — bei hellhäutigen Menschen schwarz, bei dunkler Haut weiss.

Es gibt aber auch Appelle um Mitleid, indem man Klageweiber und andere professionelle Trauerer bezahlt; man rollt sich in Asche (die später nur mehr aufs Haupt gestreut wird) oder im Staub als Ausdruck unbändigen Schmerzes, fügt sich Wunden bei, geht in Lumpen und trägt verbergende Schleier (erhalten im Trauerflor) oder schneidet auch das Haar zur Entstellung (5. Mos. 14).

An den Totengedenktagen im November besucht man die Gräber mit Blumenopfern, zündet Lichter an oder hat Lichtprozessionen; man «speist» die Toten mit «Seelenbroten» (das «Seelenstuck» in Tirol), wovon viele Gebäckformen und -namen sich erhalten haben (wie Wecken, Bretzel). In Teilen Deutschlands gilt der 29. September als Helltag, nach der nordischen Totengöttin Hella; oder am Freitag vor Michaelis wird ein «Seelenmahl» gehalten (in Vertretung der Toten). Am Vorabend des 1. November beginnen die Kirchenglocken als Abwehrzauber mächtig zu läuten.

In seinem Buch «Schwarz und Weiss» beschrieb Albert Londres ein Negerbegräbnis, bei dem die Trauergäste kleine Sou-Münzen ins offene Grab warfen. Dabei wurde unmissverständlich gerufen: «Hier hast du Geld, verschwende es nicht, sondern gebrauche es vernünftig! Und lass nicht etwa deinen Kima (Geist) umhervagabundieren, du bist im Leben genug gewandert, jetzt bleibe still; und vor allem komm' nicht zurück, was du hinterliessest, deine Erben können's gut gebrauchen!»

Dr. Otto Wolfgang

[1]) Griechisch pneuma = Atem, Wind, lat. anima = schon für Seele, Sanskr. anila = Wind, Lebenshauch und der Mund, anana, bedeutet wörtlich: der Atmer.

[2]) Ehe man Gebäude errichtete, brachte man dem Erdgeist ein Menschenopfer, das miteingemauert wurde.

[3]) In der Verneinung niebogi, daraus jiddisch «nebbich» = arm, weil gottlos; wendisch niebogi ist einer, der um seine Habe kam, poln. niebocznyk = der Verstorbene. Reichtum bestand erst in Vieh, lat. pecus, daher noch unser Ausdruck «pekuniär».

[4]) «Friedhof» heisst er nicht wegen des Friedens, sondern weil er zu alldem «umfriedet» ist.

[5]) In England wird erzählt, ein Katholik, Guy Fox, hätte das Parlament in die Luft sprengen wollen, doch ist es nur eine Erklärung, warum Kinder um kleine Münzen betteln gehen und dann am 5. November mit Knallfröschen und anderem Lärmmachern und Feuerwerk das tun, was in Wirklichkeit die Totengeister verscheuchen soll.

Vom historischen Jesus zum Christus der Kirchen

Die wissenschaftliche und kritische Arbeit der letzten zweihundert Jahre hatte zwei wichtige Ergebnisse: 1. Es besteht ein nachweisbarer Unterschied zwischen einem historischen Jesus und dem Mythos des Gottmenschen; der erste hat gelebt, der zweite hat so wenig gelebt wie Herakles, der Sohn des Zeus. Der historische Jesus, wie er besonders aus der Petrusquelle des Markus rekonstruierbar wird, war von einem Messiaswahn besessen, dem er sein Leben opferte.

Wir kommen nun zu dem entscheidenden Schritt vom historischen Jesus zum mythischen Christus. Der ihn tut, heisst Paulus: Er ist der Stifter des Christentums und der Gründer der ersten christlichen Kirche. Schon eine der Ueberlieferungen, die Markus zusammenstückte, ist bereits von Paulus beeinflusst; besonders der erste Satz: Anfang des Evangeliums Jesu Christi, des Sohnes Gottes, sodann die Einsetzung des magischen Kannibalismus: Esset, das ist mein Leib, trinket, das ist mein Blut, und drittens der Befehl, alle Völker auf den Namen Christi zu taufen.

Matthäus (in den 80er Jahren) und Lukas (in den 90er Jahren) sind ganz von Paulus abhängig, der die Verfasser bekehrt hat. Sie plündern den Markus; vermehren ihn durch Sprüche aus der «Quelle Q», bei Matthäus als Bergpredigt für Juden ediert, bei Lukas für Nichtjuden in Samaria; ferner wird Markus durch Parabeln erweitert.

Die Hauptsache aber ist die: Die nachpaulinischen Evangelisten dramatisieren die paulinische Theologie. Sein Raubgriff hatte den Juden ihre Bibel entrissen und sie zu einem «Alten Testament» umgefälscht; so kann nun die Bibel ungehemmt für christliche Zwecke verdreht werden.

Jahwe verwahrt sich noch heute dagegen, dass er mit einer Jungfrau einen Sohn gezeugt habe. Die Wundergeburt in Bethlehem musste sein, um die paulinische Verbindung mit dem «Alten Testament» anschaulich zu machen.

Nun gab es aber in Jerusalem Jesuaner. Sie waren nicht Christen, so wenig wie der historische Jesus. Sie waren eine winzige jüdische Sekte, die sich von andern darin unterschied, dass sie erwarteten, ihr Jesus werde sein wiederholtes Versprechen erfüllen und vom Himmel hoch kommend das irdische Jerusalem durch sein himmlisches ersetzen.

In der Theologensprache: Sie warteten auf seine «Parousie». Auch der lebende Leichnam der Auferstehungsmären sagt nichts anderes, als dass er als «Menschensohn» wiederkommen werde. Sie täuschen nicht darüber hinweg, dass die «Parousie» ausgeblieben ist.

Der Enttäuschung der Jesuaner tritt Paulus mit der Behauptung entgegen, sie habe stattgefunden. In seinem Damaskuserlebnis hat er das zweite Kommen als kosmisches Ereignis erfahren. Aber die Jesuaner nehmen ihm seinen auferstandenen Gott nicht ab. Für sie ist Paulus einer, der sich Apostel nennt, ohne einer zu sein, da er ja Jesus nicht gekannt habe. Im gefälschten zweiten Petrusbrief wird vor Paulus gewarnt: Er sei schwer zu verstehen. Wer ihn ohne Leistung durch

Petrus (lies: durch die römische Kirche) lese, lese ihn zu seiner eigenen Verdammung (3.15—16). Umgekehrt verhöhnt Paulus die «Hyperapostel» in Jerusalem, die sich etwas darauf einbilden, Jesus «dem Fleische nach» gekannt zu haben, doch von dem auferstandenen Gottmenschen keine Ahnung hätten. Und wer ein anderes Evangelium als dieses, das seine verkünde, und wenn es ein Engel vom Himmel wäre, der sei verflucht, dreimal verflucht. Mit dieser gegenseitigen Verdammung beginnt die Kirchengeschichte.

Wie sieht nun dieses «Evangelium» des Paulus aus? In seinem epileptischen Anfall bei Damaskus hat Paulus seine Identität verloren: Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir (Gal. 2.20). Dann dogmatisiert er seine krankhafte Einbildung: Am Kreuz ist der irdische Jude Jesus gestorben und ist als himmlischer Christus auferstanden. Wer an dieser Wandlung durch die Taufe teilnimmt, der hat mit Jesus den alten Adam gekreuzigt und hat mit seiner Auferstehung das ewige Leben empfangen — und zwar jetzt, in dieser noch scheinbar weiter existierenden, in Wahrheit aber schon verschwindenden Welt. Wäre Christus nicht auferstanden, dann wäre auch dieser unser Glaube eitel.

Aber trotzdem der neue Adam durch seinen Tod die Erbsünde und damit auch den Tod aufgehoben hat; trotzdem er uns von Moses und seinem Gesetz befreit; trotzdem die in ihm Getauften nicht sterben werden — fahren sie doch in dieser sündigen Gewohnheit fort, als ob nichts geschehen wäre. Das nötigt Paulus, seinem Dogma zu widersprechen. Nach dem angeblich vollbrachten, prachtvollen «zweiten Kommen» wird jetzt ein drittes verheissen: Christus wird vom Himmel herabfahren wie ein Blitz mit Engeln und Posaunen und wird alle Toten erwecken, um sie zu richten. Wir stehen also wieder in der alten Erwartung der Parousie.

Nach diesem Zusammenbruch der paulinischen Theologie trat im zweiten Jahrhundert der gnostische Kirchenlehrer Markion auf. Er wollte die siamesischen Zwillinge des Paulus wieder trennen: Der jüdische Gott hat eine schlechte Welt geschaffen. Der überweltliche Christus ist gekommen, uns von dieser Pfuscherei zu erlösen. Markion setzte sich nicht durch und wurde verketzert.

Danach erschien (um 150?) ein trinitarisches Evangelium, das den ältern überall widersprach. Der unbekannte Verfasser (vermutlich in Alexandria) bezeichnet sich dreist als den Lieblingsjünger Johannes, der an des Herren Brust geruht habe. Sein Christus weiss, dass er ein Dogma auf zwei Beinen ist: der ewige Logos und das Licht der Welt. Vergeblich versucht er, die verstockte jüdische Finsternis zu erleuchten — die Juden sind also das Volk des Teufels. Nach dem peinlichen Zwischenfall auf Erden, wo er Fleisch geworden, sitzt er als Weltrichter wieder zur Rechten seines Vaters in den Himmeln.

Zum Schluss: Auch im Christentum stecken echte religiöse Werte: «Im Rauche der Offenbarung einige Funken Vernunft» (Hegel). Das wieder philosophisch gebildete Europa erkennt und unterscheidet. Auf die mittelalterliche Kirchenherrschaft schaut es wie auf eine überstandene Kinderkrankheit zurück. So sagt der «dezidierte Nichtchrist» Goethe:

Glaubt nicht, dass ich fasele,
dass ich dichte.
Zeigt mir's in anderer Gestalt.
Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrtum und Gewalt.

Gustav Emil Müller

Das Ende der katholischen Synode

Nach dreijähriger Arbeit ist die Synode der katholischen Kirche der Schweiz zu Ende gegangen. Sie begann im Jahre 1972, firmierte deshalb auch als «Synode 72» und erreichte im Spätsommer 1975 ihren Abschluss. Natürlich war es nicht so, dass diese Synode drei Jahre lang ununterbrochen tagte, nein, zwischen den einzelnen Tagungen waren mehr oder minder grosse Zwischenräume eingeschaltet, auch tagten abwechselnd die einzelnen Diözesansynoden und die gesamtschweizerische Synode.

Ihr Ergebnis wird von der Schweizer Bischofskonferenz positiv bewertet. «Wir haben gute Arbeit geleistet, die Bischöfe sind mit dem, was getan wurde, zufrieden», erklärte der Bischof Nestor Adam von Sion in seiner Eigenschaft als Präsident der Schweizer Bischofskonferenz. Das nimmt insofern nicht wunder, als die meisten Beschlüsse der Synode den Charakter von unverbindlichen Empfehlungen haben, die der Bischofskonferenz zwecks Weiterleitung an den Vatikan unterbreitet wurden. Von bischöflicher Seite wurde zugesichert, dass diese Weitergabe der Empfehlungen an die zuständigen vatikanischen Stellen in jedem Fall erfolgen werde.

Damit ist aber natürlich nicht gesagt, dass diese Empfehlungen nun auch wirklich Realitäten im kirchlichen Leben begründen werden. Auch im Vatikan gibt es grosse Schubladen, in denen Schriftstücke, vor allem unbequeme, solange aufbewahrt werden können, bis sich die Mäuse daraus einen Festschmaus machen. Dass Empfehlungen, Wünsche, Anregungen der kirchlichen Basis vom Vatikan berücksichtigt werden, wenn sie seinen eigenen Auffassungen zuwiderlaufen, widerspricht vollständig dem antidemokratischen, autoritären Charakter der katholischen Kirche, in der ja seit jeher die Willensbildung von oben nach unten und nicht von unten nach oben erfolgte.

Für einen einzigen Beschluss, der nichts mit Dogmen und Lehrsätzen zu tun hat, sondern ausschliesslich die Organisation der katholischen Kirche in der Schweiz betrifft, war die Synode in Uebereinkunft mit der Bischofskonferenz voll zuständig: Es wurde im Prinzip die Schaffung eines gesamtschweizerischen Pastoralrats beschlossen. Die Bischöfe waren damit einverstanden, sie erwarten sich davon ein nützliches Instrument zur Stützung und Mitverantwortung ihrer Kirchenpolitik. Dieser Beschluss ist übrigens am Anfang bei einzelnen Diözesansynoden auf Widerstände gestossen, die nur in langwierigen Verhandlungen überwunden werden konnten. Die einen fürchteten, dass er die Reformfreudigkeit zu sehr fördern könnte, die anderen befürchteten das Gegenteil, eine Verstärkung der traditionalistisch-reaktionären Tendenzen. Der Kantönligeist kam eben auch in den Beratungen der einzel-